

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

245 (5.9.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Das Meer tobt

Von Helmut Weber

Donnernd und brüllend braust das Meer gegen die zerklüftete Küste. Woge auf Woge rollt heran, — brechen sich die Kräfte an den scharfen Felsen. — Stehen wieder ins Meer zurück, um mit vereinten und erneuten Kräften gegen die Felsen anzufürmen. Schwarze Wolkenteufel treibt der Sturm vor sich her, — Blitze zucken — und die grossenden Donner mischen sich in das Brausen des aufgewühlten Meeres.

Sturm! — Umprickt von dem Gesicht der Wogen hebt ein kleines Häuflein Menschen. Es sind die Fischer vom nahen Dorf. Männer in Teerjaden gebückt, die Südweststiefel tief ins Gesicht gedrückt; Frauen in Knochentüchern und zerfauten Saaren — so stehen sie und starren alle in das entfesselte Element.

„Sind alle zurück?“ brüllte der alte Klaas. — „Es sind alle da!“ ertönt François' kräftige Stimme. „Jean ist im Dorf, in letzter Minute hat er noch die schlagende Bucht erreicht!“ — „Dann müssen wir Gott danken!“ begann der alte Klaas, „dass bei dem so urplötzlich hereinbrochenen Unwetter das Meer sein Opfer nicht von uns gefordert hat!“

Fürwahr — noch heute morgen konnte das Auge so weit es reichte auch nicht das kleinste Wellenfämmchen erblicken und nur an der Küste umschlossen, einem Gürtel gleich, die weissen Wellenkämme der Brandung das spiegelglatte Meer. — Gegen Mittag erhob sich dann plötzlich aus Nordost eine leichte Brise, die immer stärker und stärker ward, bis es pfliff und heulte. Das Meer, das so friedlich zu schlummern schien, suchte wie von Peitschenböden getroffen zusammen, — es begann sich zu bewegen, — es lebte auf, krümmte und bäumte sich wie ein geschlaagenes Tier, das sich mit seiner ganzen Kraft gegen seinen Gebieter auflehnt.

Schweigend stampften die Männer und Frauen dem Dorfe zu. Schon auf halbem Wege kam ihnen eine Frau in atemlosem Lauf entgegen. — „Wo ist Olaf, mein Mann!? Wo ist mein Kind!?“ Saas' Klaas, wo sind sie?“ — „Wen suchst du! deinen Mann und dein Kind? Olaf war doch diese Woche überhaupt noch nicht draussen beim Fang — er wachte doch Tag und Nacht an deinem Lager als du in hohem Fieber lagst!“ — „Sie ist krank, im Fieberwahn ist sie aufgestanden, bringt sie nach Hause!“ schrie François dazwischen. „Olaf ist nicht zu Hause!“ — „Halt mir doch!“ — und mein Kind, gebt mir mein Kind — Versteht mich doch, ich bin nicht im Fieberwahn aufgestanden, ich bin so nüchtern, so klar wie ihr, ich bin gesund und lache Olaf und mein Kind! Als mein Fieber nachliess, machte er sich heute morgen beim Tagesrauen auf zum Fang, und weil die See so ruhig war, nahm er das Kind mit. Zum ersten Mal, hat er es bei sich. Versteht ihr mich jetzt? Helft mir doch! Sucht mir meinen Mann und mein Kind!“ — Sekundenlanges Stille

trat ein. Sollte also doch noch einer der ihnen bei diesem Unwetter draussen sein? — Entsetzt starrten sich alle an. „Wir müssen nochmals zurück zur Küste!“ brüllte der alte Klaas.

Der Sturm hatte sich inzwischen zum Orkan erhoben. Das Meer schien bis in seine Tiefe aufgewühlt und bildete in seiner wilden Zerrissenheit einen einzigen brodelnden Kessel. Mit unverminderter Gewalt rollte Woge auf Woge heran, es schien, als wollten sie die Felsen mit sich reissen in ihr nasses Element.

Unverwand starrten alle hinaus in das wilde Chaos. Aber nichts war zu sehen von einem Fischfütter; nur mächtige Wogen mit weissen Kämmen und furchigen Gesicht. Obwohl es erst Nachmittag war, dunkelte es bereits.

„Ein Boot! dort ein Boot vor der Klippe!“ brüllte François. Wahrhaftig, dort kämpfte Olafs Kutter einen verzweifelten Kampf mit den Naturgewalten. Nur für Augenblicke war er sichtbar, dann verschwand er wieder in einem Wellental, um wieder erneut auf den Kamm einer Woge emporgehoben zu werden. „Er treibt auf die Klippe zu! er wird mit seinem Kutter zerstückelt!“ schrie Olafs junges Weib. „Setzt ein Boot aus und rettet sie! François, du bist der mutigste und stärkste im Dorf, dir wird es gelingen, sie zu retten!“ — „Wahnsinn, bei diesem Wetter ein

Boot auszusenden, es wird zerfressen, ehe wir ihn erreichen“, schrie der alte Klaas.

Plötzlich ein dumpfer Krach, dem ein sturmverwehter, herzzerreissender Schrei folgte. Die Kutter wurde gegen die Klippe geworfen und barst entzwei. „Sie leben! Dort kämpft Olaf mit der Brandung — er hat das Kind! schaut, wie es sich mit seinen Händen an seinem Halse festklammert!“ „Schnell hebt ein Tau!“ schreit François den Umstehenden zu.

Von neuem rollt eine schwere Woge heran und ehe Olaf das rettende Tau erreicht, wird er hochgehoben und auf die felsige Küste geschleudert. Für Augenblicke sind alle wie gelähmt; wie aus Stein gemeißelt stehen Männer und Frauen. Schwer erbebt sich der junge Fischer, drückt sein Kind fest an seine Brust, als wollte er es immer noch schützen vor dem rabenden Ungeheuer.

Gerettet! Gleich einem Jubelschrei tönt es wie aus einem Munde. Alle eilen herzu, und Olafs Weib, das schon halb ohnmächtig ob des eben Geschehenen an einem Felsen zusammengeklungen war, sprang auf. Ihr Mann! ihr Kind! Sie sind gerettet. Hart ging das grausame Schicksal diesesmal an ihr vorüber.

„Olaf, mein Mann! — Gib mir das Kind!“ Und sie reißt das Kind in ihre Arme und küsst es in ungestümmen Freude. Plötzlich geht ein Zittern durch ihre Gestalt, sie wagt; entsetzt starren ihre Augen auf das Kind, alles Blut weicht aus ihrem Gesicht und ein Schrei erschüttert die Luft. Das Kind ist tot!

Flucht zu Schill

Erzählung aus dem Jahre 1809 von Hans Gäsken

Eines Morgens wurde dem Major von Schill, der mit seiner kleinen Schar sich nach Stralsund durchgehauen hatte und nun den Angriff der fünftausend Dänen und Holländer erwartete, Besuch gemeldet.

„Wer ist's?“ fragte er den Soldaten. „Weis nicht, Herr Major, der Kerl will seinen Namen nicht nennen.“

„Eintreten!“ Eine Gestalt stand plötzlich in der Stube, die einen grossen Keilmantel umgeschlagen und einen breitrandigen Hut tief in's Gesicht gezogen hatte.

„Nah Er uns allein“, rief Schill dem Soldaten zu, der an der Tür stehen geblieben war, viellecht, weil er von dem Fremden Gefahr für seinen Führer fürchtete.

„Wie heisst Er? Was will Er von mir?“ fragte Schill dann den Besucher.

„Dienst in Eurem Korps will ich“, lautete die Antwort.

„Nun, so steh' Er vor allem Hut und Mantel aus, damit ich sehen kann, ob er gerade gewachsen ist und rechte Knochen im Leib hat.“

„Muss das sein, Herr Major?“

„Ist Er des Teufels, Kerl, natürlich muss das sein, glaubt Er vielleicht, der Schill nimmt jeden

hergelaufenen Burtschen auf in seine Schar? Also rath, seht Er, wie Er aussteht!“

Und schon rief Schill dem Fremden Hut und Mantel herunter.

Vor ihm stand groß, gerade gewachsen, kräftig und knochig: Ein Mädchen, angetan mit einem weissen Hochsteckkleid.

Schill, der sonst stets wachte, was er zu sagen hatte, war sprachlos.

Nach einer Weile rief er sich zusammen: „Was soll das? Was will Sie in dem Aufzug bei mir? Hat sich wohl besonders Fein herausgehutet, um mich zu umgittern, wie die Damen hier in der Stadt und vergangenes Jahr in Berlin, als ich dort einzog mit meinen Sularen? Hier ist Krieger, hört Sie, Krieger, da ist keine Zeit zum Schöntun und Karrefrieren. Scher' Sie sich dorthin, wo Sie hergekommen ist, verstanden?“

Da fiel das Mädchen nieder auf die Knie: „Jagen Sie mich nicht fort, Herr Major. Von der Hochzeit bin ich dem Kaiser fortgelaufen, den ich zum Manne nehmen sollte, dem budligen Kerl mit dem großen Geldsack. Die Peene bin ich hinunter gefahren, Tag und Nacht, halb verhungert bin ich. Jagt mich nicht fort, laßt mich bei Euch bleiben, als Pferdeburtsche, wenn's nicht anders geht. Und noch eins: Verrätet mich nicht den

Soldaten! Ich bin kräftig gewachsen, sie werden nicht merken, daß ich ein Weibsbild bin . . .“

„Wie heisst Ihr?“ fragte Schill nun ein wenig freundlicher und bedenkenlos, daß jeder Kerl, und wenn es auch nur eine Frau war, in der vertheuert schwierigsten Lage hier in Stralsund nicht zu verachten war.

„Luise Hövener nennt man mich“, sagte das Mädchen.

„Nun, ich will's mit Ihr versuchen! Zieh' Sie Hut und Mantel wieder an!“

Schill schritt zur Tür: „Sufar, bring' Er einen Waffenschloß, Haken, Stiefel, hier ist ein neuer Kamerad. Karl Hövener heisst Er, scheint ein tüchtiger Kerl zu sein!“

Und dann kam, wenige Tage später, die Stunde, da der Kampf begann, der furchtbare Kampf der gewaltigen Uebermacht gegen die Schill'schen, die sich in Stralsund festgesetzt, ja festgehissen hatten, wüthten sie doch alle, daß es um's Letzte ging, um die Freiheit.

Überall, wo der Pulverdampf am dichtesten hing, überall, wo es galt, die Tapferen immer wieder zum Ausbarren anzuwehren, war Schill.

Und überall war auch sein Burtsche, der neue Sufar.

Wie der Schatten folgte er seinem Herrn.

Plötzlich sprengte ein Reiter heran: „Herr Major, wir sind verloren. Durch's Knieper-Tor ist der Feind eingedrungen. Steht schon mitten in der Stadt, die Generale sind schon am Marktplatz.“

Da wurde Schill bleich, aber nur einen ganz kleinen Augenblick.

Dann rief er sein Pferd herum und jagte davon.

Und hinter ihm drein jagte sein Burtsche.

Nichtig, am Marktplatz sahen die feindlichen Generale hoch zu Roh, als gelte es, eine Truppen-schau abzuhalten.

Da aber packte den Schill noch einmal der Zäh-zorn.

Er rief sein Schwert aus der Scheide, sprengte mit gewaltigem Satz auf die Dänen und Holländer zu und hieb den General Carteret, den er zuerst erreichte, vom Pferd, ehe die wüthigen Ueberbrachten auch nur begriffen, was da geschah.

Jäh wendete er dann sein Ross.

Kugeln pfliffen hinter ihm her, und er sank in die Arme seines Burtschen, der treuen Luise Hövener.

Also farb Schill.

Was aus dem Mädchen geworden ist, steht in seiner Chronik zu lesen. Ihr Schicksal war ein kleines in den grossen, gewaltigen Geschehnissen jener Tage.

Ob sie unter den Toten war, die auf Stralsunds Straßen zu Hunderten lagen, als der Kampf beendet war, ob sie mit den anderen Hufaren auf den Galeeren zu Brest und Cherbourg frohnen mußte, wissen wir nicht, aber wir glauben es kaum, denn ein Mädchen, so freibüchrig, wie Luise Hövener, hat es gewiß vorgezogen, den Weg zu geben, den Schill ihr vorgezeichnet . . .

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne Ziegler

11. Fortsetzung.

Herr Graswandl, der Landgendarm, hatte nämlich die Spur eines zu schnell fahrenden Kraftwagens bis ins Seehaus verfolgt, wünschte nun seine Pflicht zu tun und begrützte zu diesem Zweck die Versammelten mit der Treuherzigkeit eines alten Hausfreundes. Es blieb von Dongern nichts übrig, als sich dem Manne des Gefechtes zu erkennen zu geben, nachdem er zuerst in hellen Zorn über diese Einmischung in seine Privatangelegenheit geraten war. Er schimpfte weidlich über die Polizei, die er für eine ganz überflüssige Einrichtung erklärte, aber mit Hilfe Dr. Mohrs wurde auch dieser Streitfall beigelegt, wobei sich Herr Graswandl um sehr vieles gemüthlicher und umgänglicher erwies als vorher die Moserin. Chocolat wurde herbeigerufen, hörte grinsend die Verwarnung an, die ihm erteilt wurde, und blieb dann mit verstränkten Armen hinter dem Stuhl seines Herrn stehen.

Kräuber erlaubte sich die Bemerkung, Herr Nante habe dem Kommissär Graswandl allemal ein Glas Bier angeboten, mit Rücksicht auf den weiten und heißen Weg. Auf die Frage, ob dieser denn so oft im Seehaus zu tun gehabt hätte, erwiderte er nur mit einem verschmitzten Augenzwinkern, das wisse er nimmer so genau.

Gina nickte ihm anerkennend zu, als er sich mit Herrn Graswandl zurückzog. „Das gefällt mir von ihm“, erklärte sie. „Er hält zu seinem Herrn. Wie wohl das tut, diese echte Basallentreue. Und es gibt solch angenehmes Gefühl der Geborgen-

heit; es schafft eine Atmosphäre des Vertrauens, nicht wahr?“

„Ganz gewiss, anädige Frau“, pflichtete das bescheidene Fräulein Feldmeier bereitwillig bei, nachdem sie mit erstarrter Fixität eine letzte Ladung Kraut und Speck verschlungen hatte.

„Es ist überhaupt so wichtig“, fuhr Gina fort, „wen man im Hause am sich hat. Darin habe ich wirklich Glück. Meine langjährige Dienerin findet sich sehr gut in die neue Umgebung; das Fräulein habe ich nun allerdings erst in dieser Woche angelernt und bitte daher um Nachsicht, aber ich finde, sie macht ihre Sache doch schon recht nett.“

In diesem Augenblick erschien die also Berufene, den Blick kreuzweis auf eine Platte mit kunstreich angerichteter Sahnenweise gesenkt, und näherte sich dem Tisch. Dabei hob sie die Augen, erblickte den unbeweglich hinter seinem Herrn stehenden Chocolat — und schon war es um ihre Fassung geschehen. Ein Schrei — ein Krach — die auf dem Fußboden zerstreuten Trümmer ihrer Last kummerten sie nicht mehr, denn schon war sie auf wilder Flucht vor der „schwarzen Gefahr“, was immer sie sich auch unter dieser vorstellen mochte.

Frieder machte sich den unerhörten Glücksfall zunutze und tafelte auf der Erde weiter.

Die Reihe schöner Tage hatte die Dipe gesteigert. Da und dort hallten sich Wolken, die vorerst noch von einem rechtzeitigen aufspringenden Wind zerstreut wurden. Aber dann lag wieder alles still da. Der Seespiegel glättete sich und von den Wiesen stieg der Duft wie Operrauch zum Himmel.

Im Seehaus war alles so weit in Gang gebracht. Die beiden Gäste hatten sich eingewöhnt; bei Herrn van Dongern wenigstens war dies öfenkundig der Fall. Wenn er nicht gerade in seinem spiegelblanken Anzug von Wagen die Gegend umherschweifte, pflegte er sumeist an irgendeinem schönen, schattigen Fleck ein Lager zu beziehen. Hatte er sich's mit Kiegestuhl, Decken und Kissen bequem gemacht und seiner Gewohnheit gemäß in handlicher Nähe seine geliebte Nickerzeit, einen Revolver und andere Waffen aufgebaut, so fandte er den streuen Chocolat nach irgendeinem Getränk in die Küche, wo dessen Erkömnen nunmehr statt Schreden freudiges Interesse hervorrief, und begann mit stolzen Worten allerlei Pläne von Jagd- und Fischzügen zu entwerfen, die nie zur Ausführung kamen.

Fräulein Feldmeier huschte ab und zu wie eine bescheidene graue Maus, äußerte keine Wünsche und ließ dadurch ebenfalls vermuten, daß sie zufrieden war. Frau Sollweck hatte somit für den Augenblick nichts Besonderes zu tun, doch stand eine Veränderung in Aussicht durch die bevorstehende Ankunft der Frau Ministerialdirektor, die sich nun endgültig angeheiratet hatte, nicht ohne durch einen letzten Denehewechsel über die im Seehaus gebräuchliche Abendkleidung, dem Bichelberger Hilfspostboten nochmals zu einigen Extratrinkgeldern verbollten zu haben.

Martin hatte einen erneuten Versuch gemacht, seine Arbeit aufzunehmen; aber die Gattin trat ihm in den Weg, als er eben sein Malgerät an Ort und Stelle schaffen wollte. „Hast du es sehr eilig?“ fragte sie liebevoll. „Es ist nur, weil ich dich um einen kleinen Gefallen bitten möchte. Du weißt doch, daß Piet (so nannte man ihn bereits vertraulich) heute mit Kräuber fischen wollte?“

„Wollte er? Zeit jedenfalls hat er sich im Viegestuhl aufgebaut und trinkt Whisky mit Soda.“ „Das ist es eben. Er hatte plötzlich keine Lust mehr, auf den See zu fahren. Zwingen kann man

ihn nicht gut dazu — vorerst. Aber ich habe doch zum Abend mit einem Fisch gerechnet. Da wollte ich dich bitten . . . Malen kannst du ja noch oft genug, und es wird dir sicher auf tun . . . ausserdem liegt mir wegen des neuen Gastes viel daran. Vielleicht erwägt der Ministerialdirektor gerade jetzt deine Ernennung zum Professor . . .“

„Und darum soll ich ausgerechnet fischen statt malen. Nun, meinetswegen!“ Geizig trug Martin sein Handwerkszeug ins Haus und beschleunigte den „Zepelin“, der bereits mit dem Kiti-Gen ausgerüstet war, da er von den drei Booten am feischlichsten und daher für eine größere Expedition am geeignetsten schien. Kräuber sah bereits auf der Kuberkant und verlor in seinem gewohnten Optimismus reiche Beute.

Inzwischen prüfte Frau Gina noch einmal alle im Hause getroffenen Vorkehrungen. War es die aufziehende Gewitterneigung oder der anpruchsvolle und für die Zukunft so ausschlaggebende Gast, der zu erwarten stand? Sie fühlte sich nervös beunruhigt und versuchte zum zehnten Male die Möbel des bereitgehaltenen Zimmers anders zu stellen, obwohl dies nunmehr einen durchaus freundlichen Eindruck machte. Das grosszügig zur Ausschmückung des ganzen Hauses verwendete Sollwecksche Privatgutentum hatte dem etwas vernachlässigten Mobiliar des Herrn Nante wirksam unter die Arme gegriffen. Abgeloben davon, daß natürlich jeder moderne Komfort fehlte — aber das machte eben den besonderen Reiz, fand Gina — konnten sich die Gästezimmer jetzt wirklich leben lassen.

Der Abend nahte. „Ich glaube, es wird Zeit, Mutter“, meldete Guttrune. Sie trug einen dicken Brief in der Hand, den sie dem „Benzinsepei“ — so hieß der etwas borstige Führer des Postkraftwagens — zur rascheren Beförderung anvertrauen wollte. Ihre Mutter schüttelte den Kopf. Sollte das nicht Zeit bis morgen gehabt?

Fortsetzung folgt.